

Kay Lutter



Bluesommer

Eine Geschichte von Freiheit,
Liebe und Musik hinter
dem Eisernen Vorhang

LAGO

Roman

Kay Lutter

Bluessommer

Eine Geschichte von Freiheit,
Liebe und Musik hinter
dem Eisernen Vorhang

LAGO

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://d-nb.de> abrufbar.

Für Fragen und Anregungen:

info@lago-verlag.de

Für weitere Informationen zu Buch und Autor:

www.bluessommer.de

1. Auflage 2017

© 2017 by Lago, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH

Nymphenburger Straße 86

D-80636 München

Tel.: 089 651285-0

Fax: 089 652096

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Redaktion: Matthias Teiting

Umschlaggestaltung: Manuela Amode

Umschlagabbildung: Kay Lutter; CLS Digital Arts/shutterstock; ImagePost/shutterstock

Satz: Carsten Klein, München

Druck: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-95761-171-0

ISBN E-Book (PDF) 978-3-95762-083-5

ISBN E-Book (EPUB, Mobi) 978-3-95762-084-2

Weitere Informationen zum Verlag finden Sie unter

www.lago-verlag.de

Beachten Sie auch unsere weiteren Verlage unter www.m-vg.de

*Waiting for the sun
Waiting for you to tell me
What went wrong*

(Jim Morrison)

Irgendwann werd ich mal ...

Wir starrten gelangweilt in den vollen Aschenbecher, der einsam in der Mitte des Tisches stand. Die drei gleichzeitig verglimmenden Zichten ließen sich alle Zeit der Welt. Die Farbe der Tischdecke schmerzte mir in den Augen und irritierte mich ein wenig – ein verblichenes Orange, verziert von braunen Kringeln, die sich ohne erkennbares Muster dahinschlängelten.

Unsere Stammkneipe hatte eindeutig schon bessere Tage gesehen, ihr Flair hatte inzwischen etwas von einer Bahnhofsgaststätte. Für uns war das völlige Nebensache, wir fühlten uns hier ohnehin wie auf der Durchreise. Hässliche Tischdecken gehörten zu den Dingen, die uns im Leben am wenigsten störten. Hauptsache, es war billig, ging schnell und wir bekamen einen Tisch an der Fensterfront, damit wir sehen konnten, wer noch so im Anmarsch war.

Im Stillen hatte ich gehofft, meine Freunde heute in besserer Stimmung anzutreffen, denn eigentlich stimmten doch alle Voraussetzungen für das Besäufnis, das wir geplant hatten. Sogar die Sonne schien überraschend warm durch die großen, ungeputzten Fenster, und mir wurde plötzlich bewusst, wie verräuchert der Laden am späten Nachmittag schon war. Es gehörte zu unseren alten Traditionen, dass wir in dieser Kneipe vorglühten und uns anschließend in hitzige Diskussionen stürzten, wann immer es ein paar wichtige Dinge im Zusammenhang mit unserer Band zu klären gab.

Vor knapp zwei Wochen war der Frühling befohlen worden, wie Floyds Cousin seit seiner Rückkehr von der Nationalen Volksarmee nicht müde wurde zu betonen. Er sprach so, als wäre er noch immer Soldat. Ich wusste auch nicht, warum ich plötzlich an Floyds Cousin denken musste, Frank war eigentlich ein Typ, der uns mit seiner blöden Art extrem auf die Nerven ging. Er mischte sich immer und überall zum ungünstigsten Zeitpunkt ein, dafür hatte er wirklich ein Händchen. Floyd mochte ihn trotzdem und betrachtete Frank als eine Art Ersatzbruder.

Angesichts seiner Rückkehr machte mir meine eigene drohende Einberufung zunehmend Angst – irgendeine Macke behielt jeder von seinem achtzehnmonatigen Zwangsaufenthalt bei der NVA zurück. Frank war definitiv nicht mehr derselbe, er redete jetzt pausenlos in Rätseln, sprach von Es und von Maßbändern, die man jeden Tag abschnitt und die als Kalender erhalten mussten. Er erklärte uns lustige Spiele wie Heimreise oder Musikbox, bei denen die naivsten der neu angekommenen Soldaten in einen Schrank gesperrt wurden und für den Rest der Belegschaft singen mussten.

Aber Floyds Cousin sollte heute nicht unser Thema sein, sondern es war Floyd selbst, was ihm sichtlich unangenehm war. Der Mai versuchte sich mit ungewohnt warmen Temperaturen in Szene zu setzen, trotzdem behielt mein Freund stoisch seine dicke, braune Motorradlederjacke an, die ihm sein Vater vermacht hatte. Sie stand ihm gut, ganz ohne Frage, und seine blonden Locken, die ihm bereits bis auf den Kragen fielen, machten ihn zusätzlich bei den Mädchen beliebt. Er musste kein Instrument spielen, um aufzufallen. Floyd punktete mit Aussehen, wohingegen Porni auf sein selbstsicheres Auftreten und seine große Klappe setzen musste.

Floyd klammerte sich krampfhaft an sein Bierglas und zuckte nervös mit dem linken Augenlid. Obwohl ich ihn schon so lange kannte, hatte ich dieses Zucken noch nie bemerkt. Ein schlechtes Zeichen, ich tat so, als hätte ich es nicht gesehen. Floyd fühlte sich ganz offensichtlich wie

vor einem Tribunal. Ganz unauffällig trocknete er sich seine schweißigen Hände am Tischtuch ab und tat dabei so, als wäre ihm etwas vom Tisch gefallen.

Er blieb stumm. Selbst der halbwegs romantische Ausblick auf das Hafenbecken der Potsdamer Weißen Flotte, deren Ausflugsdampfer in Reih und Glied vor der Kneipe festgemacht hatten, konnte ihn nicht aus der Reserve locken. An jedem anderen Tag wäre das alles perfekt gewesen, an jedem anderen, aber heute eben nicht.

Scheiße, schoss es mir durch den Kopf, genauso frustrierend hatte ich diesen Abend kommen sehen. Ich hatte definitiv eine pessimistische Ader, bei mir war das Glas eher halb leer als halb voll, und wenn meine Vorahnungen dann eintrafen, fühlte ich mich regelmäßig bestätigt.

Ich hatte in den letzten vier Wochen an nichts anderes denken können, und nun war es so weit: Wir kamen an diesem Samstagabend mit einem unglaublichen Tinnitus in den Ohren von der Probe zurück und mussten diskutieren, wie es weitergehen sollte – und ob es überhaupt weitergehen sollte. Keiner meiner Freunde hatte Lust, den Mund aufzumachen und das Gespräch zu eröffnen, ein komplizierter Abend hing in der Luft, und niemand wollte dafür die Verantwortung übernehmen.

Floyd und Porni waren meine besten Freunde, ganz ohne Frage, wir kannten uns seit Ewigkeiten. Umso schwerer fiel es uns, Floyd beizubringen, dass Porni und ich nach Berlin gehen würden. Ob er nun mitkommen wollte oder nicht, unsere Entscheidung stand fest. Der Abend in der Kneipe war lediglich eine Vorbesprechung, bevor wir mit den restlichen Jungs reden konnten. Floyd hing noch mit ganzem Herzen an der Band, während uns in der Enge der Provinz die Decke auf den Kopf fiel.

Porni war keine große Hilfe, er fuhr sich pausenlos durch die Haare, wie er es immer machte, wenn er nervös war. Sein Versuch, sich die Haare wachsen zu lassen, erinnerte optisch eher an David Bowie zu Zeiten von »Ziggy Stardust« als an die Mode der Blues- und Hippiebands, die Floyd

und ich so liebten. Er trug einen Seitenscheitel und fiel damit völlig aus dem Rahmen. Porni gab sich gern dandyhaft, entsprechend war es seine Idee gewesen, dass wir irgendwann damit anfangen, in alten Trenchcoats herumzulaufen. Bei gutem Wetter und Sonnenschein stellte sich Porni gern in die erste Reihe, aber wenn es wirklich darauf ankam, starrte er auf den Boden und brachte kein Wort über die Lippen. Und ich selbst hatte keine Lust, schon wieder den Bandsprecher machen zu müssen, die Rolle wurde mir an den miesen Tagen viel zu oft übertragen.

Also schwiegen wir.

Mit der Zeit gewöhnte ich mich an den Anblick der Tischdecke. Es machte mir sogar Spaß, die Muster in meinem Kopf verschwimmen zu lassen und zu immer neuen Dingen zusammenzusetzen. Ich würde so lange die Tischdecke und den Aschenbecher fixieren, bis einer der Kollegen den Mund aufmachte oder besoffen vom Stuhl fiel.

Dabei konnte ich mir weiß Gott Schöneres vorstellen, als mit den beiden hier herumzusitzen. Zum Beispiel hätte ich zu Hause das Sofa für mich allein in Beschlag nehmen und mir im Fernsehen die Zusammenfassung der DDR-Oberliga ansehen können. Union Berlin spielte schon wieder eine Klasse tiefer, und trotzdem reichte es nur für knappe Ergebnisse. Es war einfach zum Heulen. Nach dem Unentschieden gegen Stahl Eisenhüttenstadt und dem jämmerlichen 0:0 gegen Motor Hennigsdorf fiel es uns mittlerweile immer schwerer, uns zu den Heimspielen nach Berlin aufzuraffen, um uns dort Not gegen Elend anzusehen. Wir hatten uns in diesem Jahr bereits frühzeitig damit arrangiert, dass Union wieder einmal knapp am Aufstieg vorbeirattern würde.

Die Zeit verrann, wir tranken nutzlos unsere Biere, die Anspannung wurde langsam unerträglich. Die letzten Sonnenstrahlen waren verschwunden, und der Anblick meiner beiden Freunde sprach Bände: Floyd und Porni starrten frustriert vor sich hin. Nach dem fünften halben Liter Potsdamer Pilsener waren ihre Gesichter stärker durchblutet, als das normalerweise der Fall war, trotzdem schwiegen sie weiter

hartnäckig. Von wegen Alkohol hätte eine enthemmende Wirkung. Wenn man wirklich einmal darauf spekulierte, funktionierte es einfach nicht. Von Porni, unserem Bandgroßmaul, hätte ich etwas mehr Redefreudigkeit erwartet, wenigstens einen seiner blödsinnigen Sprüche. Ihn ging das alles schließlich genauso viel an wie mich. Und auf Hilfe von außen konnten wir nicht hoffen. Henry, unser Gitarrist, war weit weg. Er wartete drüben mit dem anderen Teil der Band im Proberaum und wusste ziemlich genau, dass wir hier zu dritt in der Kneipe saßen und über das Ende der Band und den endgültigen Abschied aus unserer Heimatstadt diskutierten. Die Stimmung in den letzten Wochen war beschissen gewesen. Für mich waren Henry und der Rest von Madstop bereits seit zwei Stunden Vergangenheit.

Porni und ich hatten beschlossen, die Band zu verlassen, um unser Glück in Berlin zu versuchen. Es gab ja nicht besonders viele Möglichkeiten, um als Musiker zu arbeiten oder gar Musik zu studieren. Es blieben, neben Berlin, eigentlich nur noch Weimar, Leipzig und Dresden übrig. Alles nördlich von Berlin war unbekanntes Niemandsland, in das keine ernst zu nehmende Band jemals einen Fuß setzte. Hier wohnte niemand, den man kennen wollte, ganz im Gegensatz zum Süden des Landes.

Dresden war eine schöne Stadt und hatte ein paar ganz abgefahrene Bands zu bieten, lag aber mitten im Tal der Ahnungslosen, also weit entfernt von der Reichweite der Westsender, die eine Grundvoraussetzung für den Empfang brauchbarer Musik waren. Radio Luxemburg? AFN? RIAS II? Nach Dresden wollte niemand freiwillig. Porni hatte mich eines Tages während der *Sportschau* grinsend gefragt, ob ich wüsste, was die Buchstaben ARD zu bedeuten hätten. Ich hatte den Kopf geschüttelt.

»Was? Den kennst du noch nicht? Alter, wo kommst du denn her?« Er klopfte sich mit einem gewaltigen Lachen auf die Oberschenkel. »Außer Raum Dresden, verstehst du?«

Dresden kam also nicht infrage, wobei Potsdam in Sachen Provinzialität auch nicht viel besser war, mal abgesehen vom Radioempfang. Sollten die anderen doch machen, was sie für richtig hielten. Wir würden

hier abhauen, nicht nach Dresden, nicht nach Weimar oder Leipzig, sondern in die Hauptstadt – und zwar so schnell wie möglich.

Ich wartete anscheinend umsonst darauf, dass sich Porni zu Wort meldete. Wir beobachteten zu dritt, wie sich der Aschenbecher zwischen uns mit beeindruckender Geschwindigkeit füllte. Der Kippenberg konnte einem schon ein schlechtes Gewissen machen, auf jeden Fall könnte unser Sportlehrer, der ewig rotgesichtige Herr Degenkolbe, recht behalten mit seiner Prognose, dass wir in zwei Jahren eine lächerliche Stadionrunde nur noch auf allen vieren beenden würden, wenn wir unseren Lebenswandel nicht rigoros änderten.

Warum konnte ich nicht einfach einmal locker bleiben und den Dinge ihren Lauf lassen? Warum konnte ich mich nicht zurücklehnen und in Ruhe warten, bis einer der anderen etwas sagte? Warum musste ich alles sofort klären? Ich kam mir manchmal wie ein gottverdammter Pedant vor, zumindest schlummerte tief in mir ein Perfektionismus, der mich fast schon krank machte. Permanent blieb ich hinter meinem Anspruch an mich selbst zurück. Dieser zum Scheitern verdamnte Kampf, den ich einfach nicht gewinnen konnte, machte mich am Ende wohl zum Pessimisten.

Den Schwermut hatte ich wohl von meinem Vater geerbt. Er redete zwar nie darüber, aber in der dunklen Jahreszeit überfiel ihn regelmäßig eine Art lähmende Winterdepression, und erst im Frühjahr, wenn es heller und wärmer wurde, war er wieder ganz er selbst. Ich ärgerte mich oft darüber, dass ich mich nicht gelegentlich fallen lassen konnte wie Porni. Ich bewunderte ihn insgeheim für seine Oberflächlichkeit und wünschte, ich hätte wenigstens einen ganz kleinen Teil davon bekommen.

Meine Mutter war eine äußerst lebensfrohe Frau, leider hatten sich ihre Gene bei mir kaum durchsetzen können. Ich hatte ein gutes Verhältnis zu meinen Eltern, wenn ich mich auch manchmal fragte, ob die beiden mit zunehmendem Alter nicht etwas wunderlich wurden.

Insbesondere an meinem Vater entdeckte ich mit der Zeit Wesenszüge, die mir noch nie aufgefallen waren. Wenn ich ihn zum Beispiel fragte, warum er an der Tankstelle in Michendorf, ausgerechnet dort, wo auch Floyd, Porni und ich uns schon oft erfolglos die Beine in den Bauch gestanden hatten, an einem der zahllosen Trampler vorbeifuhr, zuckte er nur mit den Schultern.

»Mensch, Mike!«, versuchte er sich dann herauszureden, »früher sind wir doch auch getrampt und haben uns gefreut, wenn wir mitgenommen wurden. Aber das waren ganz andere Zeiten! Ich kann nicht so einen langhaarigen Penner einladen, den ich nicht mal kenne und dem wahrscheinlich nach fünf Minuten schon die Bierflasche auf dem Rücksitz umkippt. Außerdem sind die nicht versichert.«

Ich konnte das einfach nicht glauben. Mein Vater klang, als ob seine besten Jahre schon eine Ewigkeit zurücklagen. Dabei war er gerade Mitte vierzig! Und wenn er nur kurz in den Rückspiegel geblickt hätte, dann wäre ihm sicherlich nicht entgangen, dass da genau so ein langhaariger Typ bei ihm im Auto saß, nur dass es sich in diesem Fall um seinen eigenen Sohn handelte. Ich wurde aus ihm einfach nicht mehr schlau. In der vergangenen Woche hatte es ihn nicht im Geringsten gestört, dass Mutter mir den ungefähr sechsunddreißigsten Flicker auf meine Jeans genäht hatte – wo genau da der Unterschied zu den Trampeln lag, war mir schleierhaft.

Die spießigen Anwandlungen meines Vaters machten mich nachdenklich. Früher jedenfalls hatte ich mich nie für ihn schämen müssen. Er war selbst einmal Musiker gewesen, war einige Jahre mit seinen Freunden durch die Kneipen gezogen und hatte etwas Geld nebenher verdient. Und ich glaubte, dass er nicht nur des Geldes wegen unterwegs gewesen war, er war immer noch fasziniert, wenn im Fernsehen für eine Best-of-Schallplatte der Kinks, der Rolling Stones oder von Bill Haley geworben wurde. Dann schnappte er sich seine alte Halbresonanz-Gitarre, die immer griffbereit in der Ecke zwischen Schrankwand und Sofa stand, und versuchte das jeweilige Riff mitzuspielen.

»Hier, Mike! So geht das! Und hörst du den Bass?« Er versuchte, die Harmonien auf seine Gitarre zu übertragen, und summte mir den Bass dazu vor. »Nicht sehr kompliziert, aber gut. Hier, ganz einfach!«

Die Begeisterung meines Vaters für die alten Rock'n'Roll-Helden war echt, und ich schätzte, dass sein Spitzname »Zonen-Elvis« auch nicht von ungefähr kam. Meine Mutter lächelte nur geheimnisvoll, wenn seine alten Freunde bei uns zu Besuch waren und unzählige Schnäpse getrunken und alte Geschichten ausgetauscht wurden. Irgendwann war es dann immer so weit, dass sie mich aufforderten, den Bass aus meinem Zimmer zu holen, um mit ihnen zu jammen, und ich versuchte, so gut es ging, mit ihnen mitzuhalten. Jahre später fand ich heraus, dass die Band nicht sonderlich gut war, und vielleicht war es deshalb für Zonen-Elvis auch so wichtig, mich irgendwann auf der Musikschule anzumelden – ich sollte ein besserer Musiker werden als er.

Ein großer Fehler meines Vaters war allerdings sein Hang zu übertriebener Ordnung. Als ich ein kleiner Junge war, liebte er es, mich zu kontrollieren. Dann schritt er wie ein Feldwebel durch mein Zimmer und wischte mit dem Finger über die höchsten Schrankkanten, um anschließend den Staub genüsslich wegzupusten. »Hast du nicht gesagt, du hättest aufgeräumt?«

In meinem Zeugnis las er die Kopfnote immer zuerst. »Ordnung: drei, Mitarbeit: drei! Wieso das denn? Du hättest wenigstens ein bisschen was von mir erben können!«

Tatsächlich hatte ich wohl eher zu viel von ihm geerbt, was ich mir lange nicht eingestehen wollte. Und nun merkte ich, dass ich ebenfalls begann, eine besondere Art Perfektionismus zu entwickeln. Auf Gedeih und Verderb musste ich immer alles zu Ende bringen – das konnte wirklich ein Fluch sein, und mit der Zeit begann ich höllisch darunter zu leiden.

Abgesehen von der zunehmenden Spießigkeit meines Vaters liebte ich meine Eltern. Wer von meinen Freunden konnte das schon behaupten, abgesehen vielleicht von Porni? Sein Vater war für uns ohnehin der

König. Er war seit seiner Scheidung alleinerziehend, schon das war für uns ziemlich exotisch. Pornis Vater hatte früher als Fernfahrer gearbeitet und kannte die Welt westlich der Mauer zumindest von den Autobahnen her, was ein ziemlich großes Privileg war. Westen war Westen, das galt auch für die Autobahn. Wer von uns konnte von sich behaupten, jemals durch den Rest Deutschlands in Richtung Brüssel, Paris oder Rotterdam gefahren zu sein?

Nach einem schlimmen Unfall sattelte er dann auf einen Linienbus um und fuhr den lieben langen Tag durch den gesamten Bezirk Potsdam. Seine Ziele hießen nun Kyritz, Premnitz, Brandenburg und Flughafen Berlin-Schönefeld. Irgendwann nach der Scheidung lebte Porni dann bei ihm.

Wie viel doch in so einen Mitropa-Aschenbecher passte! Es war einfach unglaublich. Die hässlichen Plastikblumen, die auf dem Tisch standen, fielen mir erst jetzt auf, ich hatte sie, so völlig in Gedanken versunken, überhaupt nicht wahrgenommen. Dabei konnte man sie eigentlich gar nicht übersehen.

Der VEB Kunstblume Sebnitz hatte hier ganze Arbeit geleistet. So etwas funktionierte nur in der DDR, weil man in diesem Land eben keine Konkurrenz zu befürchten hatte. Wahrscheinlich war die Firma stolz darauf, den Titel »Alleinhersteller in der Deutschen Demokratischen Republik« tragen zu dürfen. Ich hätte schwören können, dass auch die kleinen Blumenmonster aus Plastik von frustrierten Schülern im PA-Unterricht zusammengefaltet wurden, so lieblos, wie die aussahen. Die einen fummelten eben Plastikblumen zusammen, während die anderen Schrauben sortierten. Wir wiederum produzierten Druckknopfsteuerkästen, schwere und unhandliche Dinger, auf denen sich nur vier Knöpfe befanden, deren Sinn sich uns nicht erschloss.

Die bleichen Blumenimitate schrien förmlich nach Wasser, und so füllte ich die hässliche Vase randvoll mit Bier und zauberte damit endlich ein Lächeln auf die Gesichter meiner beiden Freunde.

»Endlich kommt Niveau auf!«

Porni grinste schon etwas debil, während die Glut an Floyds Juwel 72 langsam die Zigarette hinunterkroch und schließlich den Filter erreichte, der sofort zu stinken begann. Floyd rauchte immer dieses Kraut, bei dem einem schon vom Geruch die Lust verging. Niemand aus unserer Clique hätte gewagt, jemals mit diesem Zeug in der Öffentlichkeit aufzukreuzen, Juwel 72 waren die unterste Stufe der Zigarettevolution. Aber bei ihm zu Hause lagerten Tonnen von dem Kraut, da seine Mutter darauf schwor. Zugegebenermaßen hatte das den Vorteil, dass Floyd nie sein eigenes Geld fürs Rauchen ausgeben musste und sich definitiv niemand bei ihm Zigaretten schlauchte.

»Floyd raucht diese Scheiße immer noch bis zum Fingernagel! Hast du bei deiner Mutter in der Handtasche nichts Besseres gefunden?«

Pornis Witze waren schon mal besser gewesen, aber wenigstens bemühte er sich. Ich wusste das zu schätzen. Floyd hingegen zog noch immer eine finstere Miene, als hätte man ihn zu zehn Jahren Zwangsarbeit in der Braunkohle verurteilt. Obwohl es in unserer Stammkneipe eigentlich wie immer war, ahnte er natürlich, dass wir ihm unsere Entscheidung nun möglichst schonend beibringen wollten. Dass die Stimmung in der Band seit Wochen angespannt war, war ihm nicht entgangen – dass wir uns tatsächlich schon entschieden hatten, alle Brücken in Potsdam abubrechen, wusste er nicht. Unsere Entscheidung würde die Freundschaft auf eine harte Probe stellen. Es war ja nicht so, dass uns die ganze Geschichte völlig kaltließ. Leider war Potsdam jedoch ein Dorf, und das würde so bleiben bis in alle Ewigkeit. Von hier aus startete man keine Musikkarrieren, das wusste selbst Floyd. Was sollten wir also noch in dieser Gegend? Unser Entschluss stand fest. Sollten wir deswegen die nächsten Wochen mit gesenktem Haupt und schlechtem Gewissen durchs Gelände schleichen?

Ich kannte Floyd, seitdem ich in die Schule gekommen war. Zumindest vom Sehen, er war eine Klasse über mir und gehörte zu den Jungs, die

den Schulhof beherrschten, zumindest auf seine sehr eigene Art. Wir hatten nicht viel miteinander zu tun, bis er eines Tages zum Schuljahresanfang in unserer Klasse stand und einen freien Platz suchte.

»Mike, bei dir ist doch noch frei!«

Es war mehr eine Ansage als eine Frage, unsere Klassenlehrerin hatte die Sitzordnung erst vor wenigen Minuten festgelegt und war wohl selbst am meisten überrascht, dass wir jetzt noch einen Sitzenbleiber zugewiesen bekamen.

Floyd saß also neben mir, wir grinsten uns an und waren uns von Anfang an sympathisch. Dass er Musik liebte, war unschwer an seiner Federtasche zu erkennen, die über und über mit Bandnamen verziert war. Er trug Westklamotten, die es im Intershop nicht zu kaufen gab, aber er gab damit nicht an. Unter der Schulbank steckte er mir heimlich Kaugummis zu, die er von seinem Vater geschickt bekam, der in Westberlin lebte. Floyd war ein sportlicher Typ und ungewöhnlich groß für sein Alter, deshalb hatte er es auf dem Schulhof nie nötig, sich an den Revierkämpfen zu beteiligen. Er sprach überhaupt sehr wenig, stand oft abseits und beobachtete die Szenerie geringschätzig mit heruntergezogenen Mundwinkeln. Er war still und galt deshalb als arrogant, hatte er allerdings jemanden in sein Herz geschlossen, dann konnte man sich auf ihn verlassen. Die Klasse musste er nicht wiederholen, weil er schlecht in der Schule gewesen wäre. Ganz im Gegenteil, wenn ein Thema ihn wirklich interessierte, dann war er sofort Feuer und Flamme und übertrieb oftmals. Leider gab es nicht viele Themen, an denen er Interesse gehabt hätte, schulische Dinge gehörten nicht dazu – wie überhaupt nur wenig, das ein gewisses Maß an Anstrengung erforderte.

Floyd lebte mit seiner Schwester und seiner Mutter allein in einer Wohnung und hatte gewisse Freiheiten. Er durfte so lange draußen bleiben, wie er wollte, er durfte zu sich nach Hause mitnehmen, wen er wollte, und so kam es, dass Floyds Kinderzimmer für uns der wichtigste Treffpunkt nach der Schule wurde. Später war Floyds Zimmer auch das erste, in dem geraucht wurde, obwohl wir gerade einmal vierzehn waren.

Es war schon merkwürdig mit ihm. Floyd war der musikbesessenste Typ, der mir jemals über den Weg gelaufen war, und eigentlich war er nur zu faul, um ein Instrument zu erlernen. Er bewunderte meinen Tatendrang, aber er scheute die Mühe. Ihm reichte die Musik aus der Konserve. Nach der Schule saßen wir fast täglich stundenlang in seinem Zimmer und tauschten von Rekorder zu Rekorder unsere Schätze aus.

Floyd war anfangs Stones-Fan, aber eigentlich nur weil sein Onkel, der Seemann war, mit einem Konzertbesuch bei den Stones angab, der bereits Jahrhunderte zurücklag. Sein Onkel besaß sämtliche LPs und sogar ein paar rare Singles von den Stones und gab überhaupt einen Großteil seines Gehalts für Schallplatten aus, wovon Floyd und ich natürlich profitierten. Seine alte Eintrittskarte von dem sagenumwobenen Konzert im Londoner Hyde Park hütete er wie seinen Augapfel. Sie prangte, in einen überdimensionalen Bilderrahmen eingefasst, unübersehbar im Wohnzimmer direkt über dem Fernsehapparat. Wir waren uns zwar sicher, dass Floyds Onkel log, bis sich die Balken bogen, aber wir hörten seine Geschichten gern.

Floyd mutierte wenig später, für seine gleichaltrigen Mitmenschen Anfang der Achtzigerjahre nicht so ohne Weiteres nachvollziehbar, zum Kinks-Fanatiker. Kurz nachdem er sich die Buchstaben KINKS eigenhändig auf seine Jeans gestickt hatte – er hatte das in der Stadtbuslinie bei einem AC/DC-Fan gesehen –, kam natürlich, was kommen musste.

»Kinks ist falsch geschrieben!«, maulte ein Depp aus der Parallelklasse, »das wird mit G geschrieben! Hast du kein Englisch?«

Wenn es Queen gab, dann durften die Kings logischerweise nicht fehlen, doch für so viel Unkenntnis gab es sofort Nachhilfeunterricht in Form eines blauen Auges. Was Musik anging, verstand Floyd keinen Spaß.

Porni seinerseits hatte ich an der Musikschule bei einer Probe der Big Band kennengelernt, die dort jeden Donnerstagabend stattfand. Was anfangs noch ganz spannend war, machte mit der Zeit keinen Spaß mehr. Ich mochte die Stücke nicht, die wir spielten, ich mochte den

Big-Band-Leader nicht, der auf Schlager stand, und ich mochte meine Mitmusiker nicht, die ihre Anwesenheit als notwendiges Übel erachteten und sich, so oft es ging, entschuldigen ließen. Und dann eines Tages bog Porni um die Ecke des langen, frisch gebohnerten Gangs der Musikschule und grüßte mich schon von Weitem. Ich wusste gar nicht, womit ich das verdient hatte. Anscheinend kannte er mich, obwohl ich mich nicht daran erinnern konnte, ihn jemals gesehen zu haben.

Optisch erinnerte er mich sehr an Floyd, er war schlaksig und mindestens genauso groß wie er. Trotzdem war Porni natürlich ein komplett anderer Typ, er trug sein Herz auf der Zunge und sagte direkt das, was er dachte, was nicht immer zu seinem Vorteil war. Er sah sich kurz im Raum um, versuchte, die Charaktere der anderen Musikschüler einzuschätzen, und probierte sich sofort in der Chefrolle, sehr zur Freude unseres Lehrers, der die Chance gekommen sah, sich während der Probe etwas auszuruhen. Von nun an verdiente Herr Clemens sein Geld quasi im Schlaf.

Porni hatte Talent, ihm fiel das meiste in den Schoß. Und ich mochte Typen, die sich erst einmal einen Überblick verschafften und herumprobieren, anstatt wie ich sofort verbissen ins Detail zu gehen und hinterher an den eigenen Ansprüchen zu verzweifeln. Porni nahm alles locker. Wir hatten denselben Nachhauseweg, zumindest bis zum Bassinplatz, wo wir uns später trennten und in die verschiedenen Stadtlinien umstiegen. Bis die Straßenbahn oder der Bus kam, legten wir unser Geld zusammen und gaben es am Kiosk aus, zuerst für Kakao und Pfefferminzbonbons, später für Zigaretten und Bier.

In einer eigenen Band zu spielen war das Allergrößte, gar keine Frage. Und mit unserer Band hatten wir alles erreicht, was man in jungem Alter und in diesem Provinzkaff erreichen konnte. Über kurze Zeit verfügten wir sogar über einen Proberaum, auch wenn wir diesen in den letzten Monaten an jedem Wochenende gegen den dort ebenfalls beheimateten Schachklub des SC Dynamo Potsdam verteidigen mussten.

»Ihr könnt heute hier nicht üben, wir haben morgen ein wichtiges Turnier in Oranienburg.«

Was konnte eigentlich noch erniedrigender sein, als seine Verstärker um einen Tisch voller Schachspieler zu drapieren und darauf zu warten, bis die gnädigen Herren ihre Partien zu Ende gespielt hatten? Blitzschach sah für mich anders aus, die Typen wollten uns offensichtlich warten lassen. Sie waren schließlich bei Dynamo, einem Bullenverein, und wir sahen nicht so aus, als würden wir uns über alle Maßen in der FDJ engagieren. Wir hassten sie, und sie hassten uns. In einem staatlichen Kulturhaus hatte man als Rockband nicht besonders viele Trümpfe in der Hinterhand – und schon gar nicht gegen einen Haufen Schachspieler eines Bullenvereins. Leider saßen die anderen am längeren Hebel.

Mit der Zeit mussten wir uns geschlagen geben. Pornis Tante hatte ein paar Jahre im Kreiskulturhaus gearbeitet, doch mit ihrer Kündigung verschwand auch ihr Einfluss. Sie hatte ihre schützende Hand über unser buntes Treiben oben im Turmzimmer des Gebäudes gelegt, konnte nun jedoch nur eine Gnadenfrist bis zum Beginn der Sommerferien aushandeln.

»Nun lasst die Jungs doch hier im Haus proben. Dann machen die wenigstens etwas Sinnvolles und sind weg von der Straße!«, waren ihre Worte.

Sie hatte es wenigstens versucht. Doch auch wenn wir uns noch so viel Mühe gaben, indem wir anboten, das Festprogramm des Kulturhauses anlässlich des 1. Mai mit ein paar Songs unserer Band zu veredeln, es nutzte auf Dauer alles nichts. Wir bekamen jeden Tag auf die Stulle geschmiert, dass die Bandmitglieder nicht ganz den Vorstellungen von »allseits gebildeten sozialistischen Persönlichkeiten« entsprachen. Wir waren einfach nicht erwünscht.

»Habe ich richtig gehört, dass Sie ausgerechnet zum Internationalen Kampf- und Feiertag der Arbeiterklasse einen Titel von Udo Lindenberg

spielen wollen? Gibt es denn nicht genügend Idole aus der Kulturszene der Deutschen Demokratischen Republik für Jugendliche wie Sie? Sie haben eine Vorbildfunktion für die anderen Heranwachsenden, sind Sie sich dessen nicht bewusst? Außerdem werden Sie mit solchen Titeln die Kommission bei Ihrer nächsten Einstufung wohl kaum überzeugen können. Wenn Sie so weitermachen, wird das nie etwas mit Ihrer Spielerlaubnis!« Mit diesem Kurzvortrag fing uns Kulturhausleiter Rettig eines schönen Tages schon auf der Haustreppe ab. Um uns abzupassen, hatte er sich sogar den ganzen Samstagnachmittag freigehalten, anstatt wie sonst mit seiner Familie das Wochenende auf seiner Datsche zu verbringen.

»Ihnen als angehende Herren Musiker sollte doch eigentlich bekannt sein, dass diesem Herrn Lindenberg in der DDR schon vor einigen Jahren ein Auftrittsverbot erteilt wurde und dass seine Musik unerwünscht ist. Habe ich das etwa als eine gezielte Provokation Ihrerseits aufzufassen?«

Irgendwann werd ich mal etwas ganz Großes tun

Mann, jetzt hatte ich wohl auch schon ordentlich die Lampe an. Es passierte mir nicht allzu oft, dass ich am Tisch anfang zu summen. Und schon gar nicht dieses Lied! Porni fing an zu grinsen, aber Floyd ließ sich auch davon nicht aus der Reserve locken. Ich erinnerte mich vage daran, dass wir mal überlegt hatten, diesen Song von Renft in unser Programm aufzunehmen. Einen Song von einer Band zu spielen, die verboten war, klang ja prinzipiell erst einmal gut, doch ausgerechnet dieses Lied war das pure Gegenteil von Rock'n'Roll, weshalb Porni und ich unser Veto einlegen mussten. Der Text war ganz okay, aber der Rest war eindeutig etwas für die Nickelbrillenfraktion. Für diejenigen, die keine Verzerrer, sondern Akustikgitarren mit Darmsaiten benutzen.

Porni und ich hatten einfach keine Lust mehr, unsere Pläne auf irgendwann zu verschieben. Irgendwann war jetzt! Auf was sollten wir noch

warten? Immer nur warten, warten, warten. Vielleicht hatte unser ganzer Unmut auch damit zu tun, dass die Band sich schon mit dem ersten kleinen Erfolg zufriedengab. Kaum kamen fünfundzwanzig Kumpel und acht zahlende Gäste zu unseren Konzerten, kaum erkannten uns mehr als drei Leute im Café Heider, schon setzte sich ein Teil der Kapelle die Kiezkrone auf. Gerade in Potsdam war unter den Blinden der Einäugige König.

Wir mussten diesen Sommer dazu nutzen, endgültig einen Schlusstrich zu ziehen, einen Schlusstrich unter die Band, einen Schlusstrich unter die Zeit in Potsdam, einen ganz dicken Schlusstrich unter unsere Schulzeit. Besonders an Letztere wollten wir nicht mehr erinnert werden. Floyd musste sich schon selbst entscheiden, auf welcher Seite er stehen wollte. So war es nun mal. Jetzt musste doch endlich das wirkliche Leben beginnen, oder? Das wirkliche Leben, Alter!

Blieb noch Simone, meine erste große Liebe. Aber konnte man die erste Liebe während der Schulzeit wirklich als die große Liebe bezeichnen? Kommt die ganz große Liebe nicht erst viel später? Sie war wunderschön, auch die ersten Streicheleinheiten mit ihr genoss ich in vollen Zügen, aber die Sterne hatte ich nicht sehr oft gesehen, und ich glaubte, dass es bei ihr nicht anders war. Irgendwie lag es wohl einfach nahe, sich in ein Mädchen aus der Parallelklasse zu verlieben. Man sah sich ohnehin jeden Tag, und auf die blöde Herumbalzerei in den Diskotheken und die übliche Willst-du-was-trinken-Nummer konnte ich gern verzichten.

Es war Simone, die auf mich zugegangen war und mir beichtete, dass sie schon länger in mich verliebt war. Ich hatte keinen blassen Schimmer, wovon sie sprach, da ich zu der Zeit ein Auge auf ein anderes Mädchen geworfen hatte, genau genommen auf ihre beste Freundin, die mein Werben jedoch ignorierte. Ich brauchte eine ganze Weile, bis ich mich davon erholt hatte, einen Korb bekommen zu haben, weshalb mir Simone gar nicht in den Sinn gekommen war. Und so war es eben Simone, die den ersten Schritt tat. Es war an einem späten Nachmittag im Winter, wir renovierten gerade den Schulklub, richteten eine kleine

Bar ein, malten Plakate und bauten ein Pult für den DJ, da bemerkte ich, dass sich dieses Mädchen ständig in meiner Nähe aufhielt. Es gefiel mir, aber ich kam einfach nicht auf die Idee, sie anzusprechen. Und irgendwann wurde es Simone zu bunt.

»Rauchst du eigentlich, Mike?«

Während ich noch immer überlegte, was zu tun war, zog sie mich an der Hand die Stufen hinauf in eine der oberen, unbeleuchteten Etagen des Schulhauses und küsste mich schon im Treppenflur.

Im Folgenden blieb es dabei, dass Simone in unserer Beziehung das Kommando übernahm. Sie bemühte sich aus Leibeskräften, sie lud mich ein, so oft es ging, und später, als wir dann offiziell zusammen waren, verplante sie unsere freie Zeit und die Wochenenden bis ins Detail. Es hatte etwas Sportliches, alles war bei Simone auf die Minute durchdacht. Am Samstag nach der Schule fuhren wir anstatt zum Fußball in die Alte Försterei nach Berlin oder lieber nach Erfurt, um in der Altstadt zu bummeln, wir machten Ausflüge mit der Bahn nach Leipzig und Magdeburg, besuchten eine Ausstellung in Dresden und diverse Liedermacher und Lesungen in der Potsdamer Innenstadt. Es imponierte mir anfangs, aber dann wurde es schnell zu viel des Guten.

Ich hatte Magengrimmen, weil mein eng gestrickter Zeitplan mit ihrer Vorstellung von Liebe und Zusammensein nicht in Einklang zu bringen war. Simone interessierte sich nicht die Bohne für meine Freunde und die Musik, die wir machten. Sie interessierte sich eigentlich überhaupt nicht für Musik. Ich hingegen hatte neben der Band auch noch andere Kumpel, mit denen ich am Wochenende gern zum Fußball oder zu Konzerten ging. Wenn Simone mal auf eines der wenigen Konzerte mitkam, dann eher, um auf mich aufzupassen als aus Interesse an der Musik. Es wollte einfach nicht zusammenpassen, wir waren wie ein Paar verschiedener Schuhe.

Schließlich standen mit dem Ende der Schulzeit die letzten großen Sommerferien vor der Tür. Ich druckste herum, weil ich mir plötzlich

überhaupt nicht vorstellen konnte, die Ferien mit ihr zu verbringen. Sie hingegen schlug vor, dass wir zusammen an die Küste trampfen. Ich ahnte, welche Überwindung sie dieser Vorschlag gekostet hatte – sie hasste das Zelten, sie hasste Gemeinschaftsduschen, sie hasste das Weintrinken aus Flaschen, das Herumtragen von schwerem Gepäck, nach Schweiß riechende T-Shirts, das Kaffeekochen auf kleinen Gasbrennern.

Ich wand mich wie ein Fisch an der Angel. Wie konnte ich Simone beibringen, dass ich nicht daran dachte, Holz mit in den Wald zu nehmen, wie Zonen-Elvis es immer charmant ausdrückte, sondern das Ende der Fahnenstange erreicht war? Ich war zu feige, um Schluss zu machen, und schob ein paar Termine mit der Band vor. Simone ahnte, dass ich sie loswerden wollte, und fuhr enttäuscht mit ein paar Freundinnen in die ČSSR.

Zuvor allerdings startete sie einen letzten Versuch. Damit ich sie nicht vergaß, nahm sie auf ihrem Tonbandgerät einen Song für mich auf, verpackte das Gerät samt Spule in einen Karton und gab das Ganze mit einem Brief bei mir zu Hause ab. Sobald sie abgereist wäre, so las ich, sollte ich das Tonbandgerät auspacken und mir das einzige Lied anhören, welches sich auf der Spule befand.

Ich faltete den Brief wieder zusammen und packte ihn auf den Stapel zu den vielen anderen. Obwohl wir uns fast täglich sahen, hatte sie jeden Abend einen Brief geschrieben und mir von ihren Gedanken und Träumen berichtet. Ich mochte ihre offene Art, auch wenn mir ihre Ansichten manchmal zu spießig waren. Ingeheim fürchtete ich mich vor dem Song auf der Spule, mit dem sie mir ihre Gefühle mitteilen wollte. Ich kannte ihren schlechten Musikgeschmack. Schließlich gab ich mir jedoch einen Ruck, hob das Tonband auf den Schreibtisch, fädelt das Band vorsichtig auf die Spule und drehte am Hauptschalter. Vorsichtshalber stellte ich den Volumenregler auf die geringstmögliche Lautstärke. Dann ertönte die weinerliche Stimme von Ute Freudenberg, die ihre Schnulze »Jugendliebe« zum Besten gab.

Ich ertrug das Gedudel keine Minute, packte das Gerät wieder in den Karton und stellte es mit einem Zettel vor Simones Wohnungstür ab. Ihre Mutter würde es finden und an sich nehmen, in einer ordentlichen Hausgemeinschaft kam nichts weg. Simone sollte keinen Grund haben, mich noch einmal zu Hause zu besuchen. Sie würde meine Botschaft sicherlich verstehen. Wir hatten uns also getrennt. Das Kapitel war für mich abgehakt, und ich wollte mich damit nicht mehr beschäftigen. Ich hoffte nur, dass es tatsächlich so einfach funktionieren würde.

Heimatstädte sind langweilig, insbesondere wenn man jung ist. Dafür können sie im Grunde genommen gar nichts, es liegt ganz einfach in der Natur der Sache. Die Freiheit liegt grundsätzlich in der Ferne, und in unserem Fall war sie so gut wie unerreichbar, obwohl sie Luftlinie keine fünfhundert Meter entfernt lag.

Für gewöhnliche Touristen gab es in Potsdam das eine oder andere zu entdecken, den Park Sanssouci, das schöne Schloss Cäcilienhof oder das Neue Palais. Selbst die Berliner Mauer war in Form des Potsdamer Ablegers vorhanden, wofür sich seltsamerweise jedoch niemand interessierte. Hatte man jemals von der Potsdamer Mauer gehört? Den Westberliner Wannseeturm konnte ich sogar von unserem Russischraum im vierten Stock deutlich erkennen. Der dekadente Westen demonstrierte dem armen Osten den sprichwörtlichen Überfluss in Form einer riesigen Müllkippe, die direkt hinter der Mauer lag. Jeden Tag drehten hier blitzblank geputzte, orangefarbene LKW ihre Runden und entluden ihren Wohlstandsmüll. Der Westen glänzte in der Sonne, selbst die Müllwagen waren wie aus einer anderen Welt.

Bei uns gab es dafür für wenig Geld genug zu essen, wie unsere Russischlehrerin nicht müde wurde zu betonen. Außerdem hätten wir in der DDR kostenlose ärztliche Versorgung und viele andere gute Dinge, die wir in unserer jugendlichen Unerfahrenheit noch gar nicht zu würdigen wüssten: gleiche Bildungschancen für alle, Kindergartenplätze, Vollbeschäftigung, das ganz große Paket der Rundumversorgung. Und

außerdem wären wir gerade dabei, die historische Mission der Arbeiterklasse zu erfüllen.

Im Prinzip hatten wir den Westen schon lange überholt, es kam einfach nur auf den Blickwinkel an. Überholen ohne Einzuholen – auf diesen genialen Gedanken musste man erst einmal kommen! Und Russisch und Staatskundeunterricht mit Blick auf den Klassenfeind, welche Stadt konnte da im Osten schon ernsthaft mithalten?

Floyd und ich hatten im Russischunterricht einen Fensterplatz. Wir hätten mit dem ganzen Mist, der auf der anderen Seite der Mauer entsorgt wurde, wahrscheinlich sogar noch etwas anfangen können. Aus Scheiße Bonbons zu machen war im Osten das Motto, und davon lebten einige Leute in diesem Land ganz gut. Irgendwie müsste es doch möglich sein, ein paar alte *Bravos* oder *Pop Rockys* nach Potsdam zu transferieren, um sie dann, in ihre verwertbaren Einzelteile zerlegt, auf dem Schulhof zu verscherbeln! Für Kiss-, Lindenberg- und Slade-Starschnitte spendete jeder Schüler gern sein Taschengeld.

Wir hatten eindeutig andere Probleme, als die historische Mission der Arbeiterklasse zu erfüllen. Für Jugendliche in unserem Alter war speziell Potsdam die tiefste Einöde, fanden wir, schlimmer konnte es in Sibirien, vom Wetter mal abgesehen, eigentlich auch nicht sein.

Viele Zufluchten gab es tatsächlich nicht. Unsere kleine Welt drehte sich hauptsächlich um den Lindencorner – den einzigen Laden weit und breit, in dem es überhaupt Livemusik gab. Allerdings musste man dort erst einmal hineinkommen, wir waren ja nicht die Einzigen, die am Wochenende von schrecklicher Langeweile befallen wurden. Die Türsteher vom Lindencorner galten als unbestechlich, zumindest wenn man keine Titten vorzuweisen hatte. Und leider hatten wir keine Titten. Alternativ gab es noch das Orion, welches allerdings zum übelsten Popperschuppen der Stadt mutiert war. Und selbst dort waren Titten mittlerweile ein unbedingtes Muss, um eingelassen zu werden. blieb noch ein Klub mit dem heroischen Namen Spartakus, in dem sich seit geraumer Zeit

die Folkloreheinis herumtrieben. Es gab billigen bulgarischen Rotwein mit Kopfschmerzgarantie, und ab und zu tauchte ein Liedermacher auf, der, bekleidet mit der obligatorischen Latzhosen-Nickelbrillen-Kombination, ein paar selbst getextete musikalische Weltverbesserungsvorschläge zum Besten gab. Die Berliner Bluesmessen waren weit weg, in Potsdam war die Ersatzbefriedigung zu Hause.

Nur eine letzte Hoffnung gab es dann noch. Gott hatte eines Tages, sicherlich in einem Anfall von Mitleid, den Sacken geschaffen, einen Bluesklub in Teltow, keine zehn Minuten mit dem Bus von Potsdam entfernt. Der Sacken war kein bloßer Bluesklub, sondern es war ein von fantastischen Legenden und Geschichten umwobener Klub, der Klub aller Klubs, die heimliche Heimstatt aller Langhaarigen nördlich von Sachsen und Thüringen. Der Laden hieß natürlich nicht wirklich so, und es gab niemanden, der den ungewöhnlichen Spitznamen hätte erklären können. Der Klub hieß Schwarzer Adler, aber alle wussten Bescheid – und nur darum ging es schließlich.

»Der Sacken ...«, flüsterten viele der älteren langhaarigen Kunden geradezu ehrfürchtig. »Mann, was waren das für Zeiten? Engerling, Monokel, Z.U.M.A., Passat, alle haben da gespielt!«

Der Sacken war der Strohalm, an den wir uns wie Ertrinkende klammerten. Zwar konnte man die im Sacken stattfindenden Konzerte an einer Hand abzählen, doch wenn einmal eine Band dort aufschlug, dann brannte buchstäblich die Luft, und man konnte guten Gewissens erzählen, bei einem historischen Moment der Musikgeschichte dabei gewesen zu sein. Der Fünfjahresplan dieses Ladens hätte vermutlich auf die Rückseite eines Bierdeckels gepasst. Oft tat sich lange Zeit gar nichts, der Laden wechselte die Pächter wie andere die Unterhosen, geplante Konzerte wurden kurzfristig abgesagt, weil die Bands inzwischen Spielverbot hatten oder sich die Anwohner erfolgreich über den Uringeruch in ihren Vorgärten beschwert hatten. Gab es tatsächlich wieder ein Konzert, musste anschließend Gras über die Sache wachsen, bevor

man an das nächste Happening überhaupt denken durfte. Deswegen wurde jeder Abend auch zelebriert, als ob es kein Morgen gäbe.

Und das war es dann auch schon mit den Zerstreungsmöglichkeiten für Endpubertierende wie uns. Die preußische Sparsamkeit grüßte in Potsdam immer noch aus allen Ecken und Enden, und die Masse an NVA- und Russenkasernen, die hier ansässig waren, zeigte, dass sich eigentlich seit Adolfs Zeiten nichts verändert hatte. Beide Armeen konnten nahezu unversehrt alles von ihren Vorgängern übernehmen. Hier und da wurde mit einem Eimer Farbe nachgebessert, die Hakenkreuze wurden halbherzig abgeschlagen, und schon konnte es weitergehen wie gehabt. Überraschenderweise hatte man sich beim Entfernen der Hakenkreuze nicht einmal besonders viel Mühe gegeben – sie grüßten an einigen Stellen immer noch die vorbeifahrenden Autofahrer, wenn auch nicht mehr ganz so deutlich erkennbar.

DDR bedeutete Mittelmaß, wohin man auch blickte. Auch mein Name, Mike Bergner, war nichts anderes als Mittelmaß. In dieser Gegend hieß nun wirklich jeder Zweite Mike, Torsten, Thomas oder Andreas, von den unzähligen Annettes, Heikes, Petras und Connys ganz zu schweigen. Meine Eltern waren sonst so einfallsreich, warum zum Teufel hatten sie ausgerechnet an meinem Vornamen sparen müssen? Mike! Zwischen 1965 und 1968 kamen schätzungsweise fünfundzwanzig Prozent aller Eltern von männlichen Säuglingen auf diese Idee.

In einer solchen Umgebung blieb einem doch eigentlich nichts anderes, als eine Band zu gründen. Das jedenfalls erschien Floyd, Porni und mir als die einfachste Möglichkeit, um uns die langweiligen Wochenenden etwas sinnvoller um die Ohren zu hauen. Wir wollten uns von der grauen Masse abheben, und dazu waren zuallererst einmal optische Veränderungen vonnöten.

Irgendwann 1979 war es so weit: Unsere alten Trenchcoats, die wir auf dem Flohmarkt in Babelsberg erstanden hatten und deren Taschen sich locker mit zwei großen Flaschen Gothano-Wermut füllen ließen,

symbolisierten zumindest einen Anfang. Einerseits war unbedingtes Auffallen durch außergewöhnliche Kleidungsstücke angesagt, andererseits war die Sache mit den großen Taschen ganz hilfreich, insbesondere wenn man, nur mit einem lausigen Fünfer bewaffnet, in den Lindenpark gehen und nicht auf dem Trockenen sitzen wollte.

Als Nächstes mussten lange Haare her, und zwar so schnell wie möglich. Ohne lange Haare keine Band, das war so sicher wie das Amen in der Kirche. Der Entschluss zur Bandgründung war gefasst, es gab kein Zurück mehr. Die Bühnen der Welt warteten auf uns. Wir hatten keine Zeit zu verlieren, ganz nach dem Motto des letzten Potsdamer Pressefestes.

Nicht jammern und picheln, sondern hämmern und sicheln!

Im Block, wo Floyd zu Hause war, gab es einen Partykeller, in dem zu Geburtstagen, Jugendweihen, Silvester und ähnlichen Festivitäten größere Trinkgelage veranstaltet wurden. Das Interieur war vom Allerfeinsten: Die alte Sitzgruppe mit dem rustikalen bulgarischen Folkloremuster von Familie Meyer aus dem Erdgeschoss lag dort in einer optischen Dauerfehde mit Werner Erdmanns Stehlampe, die er auf einer Betriebsweihnachtsfeier kurz nach Gründung der DDR hatte mitgehen lassen. An den Wänden prangte dazu passend das Landschaftsgemälde eines unbekanntenen Künstlers. Auch ein selbst gebauter Vogelkäfig, in dem ein paar angebrochene Flaschen der letzten Party ihre Ruhestätte gefunden hatten, gehörte zum Inventar. Aber das Wichtigste an diesem Partykeller war: Es gab Steckdosen im Überfluss, der ganze Keller war geradezu eine Steckdosenorgie. Man merkte gleich, dass Werner Erdmann in einem Elektroladen arbeitete.

Bereits ein paar Wochen nach der ersten öffentlichen Vorführung unserer neuen Garderobe in der Potsdamer Innenstadt ging es dann ans Eingemachte. Porni, Floyd und ich enterten den Partykeller – zusammen mit Floyds Westrekorder, einer Kasette mit Stones-Songs

und einer Flasche Tim's Saurer. Der hatte mit zehn fünfzig das beste Preis-Leistungs-Verhältnis und sollte unser Vorhaben endgültig besiegeln.

»Einen Schluck auf Mutter Erde!«, sagte Floyd und kippte einen Schwung auf die von Frau Böhmert gespendete Auslegware.

»Was soll das denn? Wieso kriegt der Teppich als Erster was?«, maulte Porni.

»Das ist in der Sowjetunion so Sitte, schon seit Ewigkeiten!«, erklärte Floyd mit erhobener Stimme und setzte an. »Ich weiß doch auch nicht warum, vielleicht damit sie nicht sauer wird, die Erde.«

»Damit sie nicht sauer wird? Deshalb verschüttetest du fast die ganze Flasche? Du hast wohl in die Steckdose gefasst. Morgen stinkt es in der Bude hier wie bei Keith Richards zu Hause. Komm, schmeiß den Rekorder an und spiel was Ordentliches!«

Floyd stopfte eine seiner unzähligen Stones-Kassetten in die geöffnete Lade des Rekorders, drehte den Regler auf Zehn, und schon bahnte sich ein völlig verzerrtes »Jumpin' Jack Flash« seinen Weg durch die Kellergänge, während wir uns beim Luftgitarrespielen versehentlich gegenseitig ins Gesicht schlugen. Der Schnaps tat gut.

»Kriegt ihr so was hin ...?«, schrie Floyd puterrot, »... Jumpin' Jack Flash? So was müssen wir spielen, genau so was!« Er hatte natürlich recht, das Ganze hatte noch einen Haken. Wir sahen zwar verdammt cool aus und fühlten uns bereits wie großartige Musiker, aber außer Porni – Saxofon – und mir – Bass – war nur noch Floyd im Keller anwesend. Und der spielte leider kein Instrument.

Aber egal.

»Technik«, platzte Floyd heraus, »ich bin Techniker! Kabel löten, Verstärker hinstellen und ein bisschen an den Knöpfen drehen. Irgendjemand muss das ja übernehmen. Habt ihr daran mal gedacht?« Hatten wir nicht, und so erhoben wir Floyd an Ort und Stelle in den Rang eines Technikers. »Im Prinzip bin ich dann ja auch Musiker, nur dass ich nicht so direkt zu sehen bin. Na ja, jedenfalls nicht oben auf der Bühne.«

So schnell konnte es bei uns gehen. Floyds Cousin hingegen war während seiner übersichtlichen Karriere bei der Nationalen Volksarmee kein einziges Mal befördert worden. »Man muss ja nicht unbedingt immer ein Instrument spielen, Hauptsache, man ist Bandmitglied«, erklärte Floyd seine neue Stellung.

»Klar gibt's immer Gründe. Und was für welche!«, grinste Porni und deutete vorn auf seine Hose, unter der sich ein akkurater Ständer abzeichnete.

Alkohol hatte bei Porni schon immer seltsame Reaktionen ausgelöst. Und auch in unseren Köpfen leuchtete die gemeinsame Zukunft plötzlich in den schillerndsten Farben: Partys, Rumhängen, Musik hören, Leute kennenlernen! Und Mädchen natürlich, wie konnte ich das vergessen? Mädchen in Hülle und Fülle. Wie sang Ian Dury so schön? Sex & Drugs & Rock'n'Roll. Man beachte die Reihenfolge! Dieser Mann hatte wirklich verdammt recht gehabt. Man konnte als Musiker noch so beschissen aussehen und keine Mark in der Tasche haben – und soweit ich mich an Ian Dury erinnerte, war bei ihm beides der Fall –, sobald man in einer Band spielte, war das alles nicht mehr wichtig.

Floyds Partykeller war eigentlich ganz nett, seine Mutter hatte allerdings immer ein Auge auf uns und stand drei Mal pro Stunde in der Tür, um zu sehen, was wir dort unten trieben. Die Tatsache, dass ihr Sohn plötzlich in einer Band mitspielte, so völlig in Unkenntnis irgendeines Instruments, ließ sie Arges vermuten. Floyd war von nun an unser Mädchen für alles. Porni und ich gaben zwar nur ein etwas kurioses Saxofon-Bass-Duo ab, doch der Rest an fehlenden Mitstreitern sollte sich schnell finden lassen. Ein Anfang war zumindest gemacht.

Nach kurzer Zeit hatten wir unsere gesamten Ersparnisse in gebrauchte Instrumente investiert. Fehlten nur noch die passenden Verstärker. Das Geld für eine solche Anschaffung reichte natürlich vorn und hinten nicht, und so lieh mir Floyd dreihundert Westmark von seinem Vater, der seit ein paar Jahren im anderen Teil Berlins wohnte. Ich sollte ihm